

# Sonntagsbeilage

## Lesung für den Sonntag.

### Von der Entseelung des modernen Lebens.

Wer das moderne Leben in seinen mannigfachen Ausprägungen aufmerksam beobachtet, wird sich der Erkenntnis nicht verschließen können, daß es trotz glänzenden äußeren Scheines überall Spuren inneren Zerfalls aufweist. Wenn man diesen Zerfallserscheinungen bis auf ihre tiefste Wurzel nachgeht, weisen sie alle auf einen Punkt. Dem modernen Leben fehlt in weitem Umfang das Geistige, fehlt die Seele. Darüber können uns manche Bestrebungen in der Lebensgestaltung nicht hinwegtäuschen. Das Wort Christi, daß der Geist lebendig mache, ist unzähligen nicht mehr bekannt, und es wäre töricht und gefährlich, die Augen vor der Tatsache der Entseelung des modernen Lebens zu verschließen.

Die gewaltigen Ereignisse der letzten zwei Jahrzehnte haben die Menschen aus dem natürlichen Entwicklungsgang herausgerissen und sie auf einen Boden gestellt, für den sie innerlich noch nicht reif waren. Jeder unvermittelte, gewaltsame Umschwung aber, er mag in der einen oder anderen Beziehung Gutes bringen, bringt für die Masse der Menschen die Gefahr in sich, daß sie im Wirbel der Ereignisse den Halt verlieren, den aufgeföhrt Trieben und Leidenschaften unterliegen, dadurch den Blick für das Geistige und Seelliche verlieren und dann von den heiligen Bergen innerer beglückender Freiheit in Gott hinabstürzen zur äußeren Freiheit seelenlos und verflatternden Lebensgenusses. Auf diesem Wege hinab von der Höhe des Geistes in den Bann der Materie gehen zahllose seelische Werte, das Beste am Menschen, verloren. Schlimmer aber noch als der Verlust selbst ist die Tatsache, daß der Mensch, wie er Schritt für Schritt abwärts kränkt, sehr oft sich seines Verfalls nicht mehr bewußt ist und in seinem ergebundenen Dasein dahinsiebt, als wäre der Materialismus sein ureigenstes Element.

Die verantwortlichen Führer sind gegen diese Entseelung des Lebens nicht blind. Allerdings nennen sie es nicht Entseelung, da ihre eigene Weltanschauung meist selbst seelenlos ist. Sie sehen nur die Zerfallserscheinungen. Schenken sie auf das Materielle gerichteten Sinn des Menschen, sehen die zunehmende Entfremdung des Volkes, lesen die Statistiken der Verbrechen und Selbstmorde mit ihren erschreckenden Zahlen und suchen tastend nach den Gründen. In ihrer Hilfslosigkeit trösten sie sich schließlich mit dem verzweifeltsten Selbstbetrug, daß es nicht Zerfallserscheinungen, sondern natürliche Begleiterscheinungen einer gährenden, nach neuer Gestaltung drängenden Zeit seien. Das ist nicht unrichtig. Aber es reicht nicht an die Wurzel des Übels. Wer hier heilend eingreifen will, muß die Frage ins Auge fassen: Woher diese Erscheinungen, die wie ein Alp auf der Menschheit liegen? Diese Frage kann allerdings nur der erschöpfend beantwortet, der an Geist und Seele glaubt, der überzeugt ist, daß der Mensch, dem man den Glauben an Geist und Seele genommen hat, zwangsläufig in der Materie auf- und untergehen muß. Diesen Glauben haben die meisten unserer Führer selbst nicht mehr. Darum sind sie den Erscheinungen gegenüber lebend, der tiefsten Ursache gegenüber aber blind. Darum sind ihre gewiß wohlgemeinten Bemühungen in der Hauptsache zur

Erfolglosigkeit verurteilt. Seit zehn Jahren sind alle möglichen Mittel versucht worden, und seit zehn Jahren ist es immer schlimmer geworden. Darum müssen sich die Verantwortlichen die furchtbare Anklage gefallen lassen: Warum habt ihr dem Volke die Seele genommen?

Im Grunde genommen sehen wir in diesen Erscheinungen des modernen Lebens eine unerbittliche Konsequenz. Wie anders könnte denn auch das Leben aussehen, wenn z. B. der deutsche Reichsamtswart erklärt, die Darstellung des gekrönten Heilandes mit Kammstiefel und Stahlhelm sei eine Art Gottesdienst? Wenn ein deutscher Richter daraufhin einen solchen „Künstler“ nicht nur freilässt — das könnte noch hingehen —, sondern auch ein „Kunstwerk“ in der Öffentlichkeit läßt, das dem elementarsten christlichen Gefühl ins Gesicht schlägt? Während die Statistik der Ereignisse laut ruft: Geht dem Volke seine Seele wieder, wollen gewisse, legat einflussreiche Kreise in dem Kampf, den sie um die Religion in der Schule in wohnwichtiger Verbindung führen, selbst der Schule und der heranwachsenden Jugend noch den Rest von Seele nehmen, der ihr geblieben ist. Dafür weist man die Jugend auf Sport und Leibesübung hin. An sich gewiß eine gute Sache. Aber wie soll Sport und Leibesübung, und wenn sie in noch so übertriebenem Maße geübt werden, dem geistig und seelisch toten Menschen neues Leben geben? Wie steht es um die Seele der Familie, um die Seele der von Gott zum Sakrament erhobenen Ehe? Seelenlos und darum in sich zerfallen und hefungslüch sind zahlreiche Familien; seelenlos und auf reinen Lebensgenuss eingestellt und darum ohne Ideale und inneren Halt zahllose Ehen. Und welches Heilmittel haben die Verantwortlichen dagegen? Erleichterung der Ehescheidung! Wieder drängt sich hier die Anklage vor: Warum habt ihr der Familie die Seele genommen?

Wenn wir das moderne Leben unter dem Gesichtswinkel dieser Entseelung betrachten, dann steht die Not, vor allem die geistig-seelische, die ständige Not der Zeit selbst als eine einzige große Anklage vor uns: Seht, ihr Menschen, so ergreifend ist die eure innere Not geworden, weil ihr vom Geiste, vom Geiste Gottes abgewichen seid. Und diese Anklage wird uns zur ersten Mahnung, zu einem hastenden Weckruf: Aus der Not der Zeit kann euch nur Eines herausführen, die Wiederbegeisterung eures Lebens, die Rückkehr zum Geiste. Deswegen dem Geiste euer eigenes Leben, gebt Seele dem Leben eurer Kinder, tragt Seele hinein in das menschliche Gemeinschaftsleben, vor allem in die Familie, und bereitet so in modernen Leben wieder dem Creator Spiritus — dem Schöpfer Geist einen Weg. Dann werden geheimnisvolle Kräfte wach, denn regt sich allenthalben neues, heiliges Leben, denn „der Geist allein ist es, der lebendig macht“.

### Im Klosterfrieden von Beuron.

Von Dr. Watermann-Rusch.

Ein Kloster, fern geschieden  
Von Lebens Sorg' und Pein,  
Es läßt zum stillen Frieden  
Den mühen Wandrer ein“.

„Beuron! Wie ein Klang aus einer anderen Welt ertönt dieser Name in der Seele eines jeden, der einmal das Glück hatte, in dieses traumverlorene Eiland, in diese friedliche Stätte mündlicher Frömmigkeit und

Kunst einen Einblick zu tun. Beuron! Es ist, als ob in dem geheimnisvollen Klang dieses Wortes schon all die gottesdienstlichen Mythen verborgen wären, die das berühmte Benediktinerkloster im stillen Donauwinkel birgt. Man glaubt zu fühlen, daß dort etwas sein muß, was man sonst auf der Welt nicht findet, daß dort dem Menschenherzen neue Befriedigung seines Glückssehns wohnt, die es anderwärts vergeblich sucht.“

Schon vor Stunden hatten die Sigmaringen den Weg verlassen. Reiterwelle Lautwäldungen, mit Nadelholz umkreist, begleiten den sich schlängelnden Lauf der jungen Donau und den jähen Abstieg gewaltiger Kalkfelsen. Schmutz Dörfchen, romantische Ruinen und Burgen überall. Das Laub schimmert vom dunkelsten Rothbraun bis zum hellsten Gold, dazwischen das dunkle Grün der Tannen und das leuchtende Grauweiß der Felswände. Die Stämme des Hochwaldes, der Buchen und Eichen stehen da wie die Säulen eines Domes; die Kronen breiten sich hoch über uns, gleich einem unermeßlichen Gewölbe. Bereits ruht das Tagesgestirn auf der lichten Wolfenbank unten im Westen und demalt mit märchenhaft schimmerndem Purpur Purpur und Beize, während in diesem Glanze die Roste und Gräser leuchten, wo ein Sonnenstrahl in ihrem Verfall sie trifft. Licht, Ruhe, Friede überall! Kaum begegnet uns ein menschliches Wesen, kaum eine menschliche Behausung. Nur der Rauch, der dort drüben an der senkrechten Berglehne über die Gipfel dunkler Tannen emporkragt, verrät uns die einsame Köstlichkeit.

„Ja meinen Füssen die Wälder  
Der Buchen, Sonnenberauscht:  
Ich habe im Walde, im Lande  
Nicht Laut, noch Ton erlauscht.  
Da klangen verloren Töne  
Von Glocken an mein Ohr,  
Da unten mußten sie berait  
Mit Weibrauch wallt er empor.“

Und noch ein paar Bindungen an dem Schloß Beuronweg vorbei und der materielle Fuß der Alpenkette, da weitet sich das Tal zu einem Talle. Beuron liegt vor uns, fast im Kreis von den blauen Wäldern der Donau umspült. Silber schimmert im Lauf herauf; aus dem Braun und Grün der Wälder leuchten grünerhaft von allen Seiten die kalkgrauen Felskölle und zerklüfteten Kalkwände hervor. Im Tal steigen aus grünen Matten Fische und Kiefer auf, um das die schmucken Häuser des kleinen Dorfes. Glockentöne durchhallen die Luft und leuchten von den ehernen Gräben hinauf; alles atmet Ruhe und Weltabgelassenheit und ein Hauch von Auferstehung und Erlösung geht auch durch unsere erschöpften Glieder und mühen Seelen.

Nach einigen Minuten klopfen wir an der Klosterpforte. Ob wohl auch an diese Mauern das brandende Geräusch der Welt, ihre Freuden und ihre Leiden, ihre Hoffnungen und Enttäuschungen, ihre Wünsche und Entbehrungen klingen? Allerdings — wie an das stille Eiland im Meere die Kreis umringte Woge schlägt, während im Innern Friede, Ruhe, Sicherheit herrschen. Doch aber diese Weltabgelassenheit ein Segen für die sich absondende Menschheit ist? — Wieviel Tausende haben zu den stillen Mönchen ihre Bitterkeit, Sorgen und Pein, Sünde und Elend,ummer, Sorgen, Hoffnung und Zweifel, ja Trost — zu den Mönchen, die mit dem hehren Kreuz ganzer Menschen um die Lebensform des katholischen Christen ringen, nur auf Gott hinführen. In dieser Welt und doch nicht von dieser Welt, und doch wiederum der darobenden Welt inneren Reichthum, Trost,

## Für unsere Kleinen.

### Sonett.

Der junge Tag erwacht und schüchelt sich wieder  
Mit einem Kranz hellblühender Juwelen;  
Ein froh „Willkommen!“ schmetternd Drosselkehler,  
Bald überdort durch abertausend Lieder.

Da padt schon Wanderlust die jungen Glieder;  
Nicht Auge will aufs neue sich befehlen!  
Doch darf dabei das frohe Herz nicht fehlen,  
Des wie ein Leuchtenlied wogt auf und nieder.

Holla! Holla! Ich geh' durch enge Gassen  
Jas grüne Band und weh mich kaum zu lassen;  
Schon wachen blau die Berge in der Ferne.

Oh, Wandern! Wandern! Was gibst du zu eigen!  
Bald wüth' der Wald mit seinen grünen Zweigen.  
Und lehr' ich heim, dann leuchten Golde, Sterne.

### Keiner will's gewesen sein!

Fabel von Otto Proomber.

Während eines härmlichen Gewitters stellt ein alter Bauer eine Leiter an sein Geschäft und klettert hinauf, um eine Dose zu schleichen. Dabei fiel er mit der Leiter um und blieb der Hals. Als er fortgeschafft worden war, rief ein in der Nähe stehender Bauer der Leiter zu: „Was du nun wieder angerichtet hast!“

„Du willst mich beschuldigen?“ gab die Leiter zur Antwort. „Der Wind riß ihn nieder!“

„Das ist nicht wahr“, rief der Wind, „die Mauer ist hier gebaut, und so glitt die Leiter ab.“

„Nein“, verteidigte sich die Mauer, „der Regen hat den Boden aufgeweicht und so rutschte der Mann mit der Leiter unten aus.“

„Schweig“, rief der Boden, „der Mann war allzu sehr vor dem Biß erschrocken!“

„Aun ja“, meinte der Baum, „Wenn schon etwas Schlimmes geschieht — keiner will's gewesen sein!“

### Der Briefträger.

Für die Kleinen von E. L.

O, er ist ein braver Mann,

den ein jeder leiden kann.

In der Stadt und auf dem Land

Ist er allen wohl bekannt.

Eilet hier von Haus zu Haus,

Läre ein und Läre aus;

Klingelt da und läutet dort,

hust — gleich ist er wieder fort.

Morgens früh und abends spät,

wenn der Sturm auch noch so weht,

ob es regnet oder schneit:

immer muß er sein bereit.

Briefe, Karten groß und klein,

die und klein und groß und fein,

an den Herrn und an die Frau,

alles weiß er ganz genau.

Ob die Schrift gut oder schlecht,

ob ein Wort falsch oder recht,

ob der Weg auch noch so weit,

es kommt an mit Pünktlichkeit.

Einen Schirm kann er nicht brauchen,

Pfeife kann er auch nicht rauchen;

Handschuh, Mantel, die Sachen

seinen Gang nur langsam machen. —

O, er ist ein braver Mann,

den ein jeder leiden kann.

### Schweizer Spiel.

Es ist euch wohl bekannt, daß die Röhre und Hosen auf den Almweiden verschiedenartig abgestimmte Glocken am Halse tragen. Durch den langen Umgang mit den Tieren weh der Hub beim Läuten einer Glocke ganz genau, welches von den Tieren sich da und dort befindet. Diese Tatsache liegt dem „Schweizer Spiel“ oder „Ruhlodenspiel“ zugrunde. Am besten eignet sich dieses Spiel für vier Personen, von denen jede ein in seinem Klangtone abweichendes Glas und einen Stab (eigentlich einen Gegenstand) zum Anschlag erhält. Jeder Mitspielende muß sein Glas mehrmals anschlagen, damit sich die andern Beteiligten einprägen können, welcher Schall vor ihm ausgeht. Erklären alle, daß sie es wählten, wer unter dem oder jenem Glockentönen zu verstehen sei, so läßt einer sein Glas klingen und begibt sich ins Nebenzimmer. Sinter der geschlossenen Türe legt er sein Ohr ans Schlüsselloch und horcht. Einer nach dem anderen muß nun — in gewissen Zwischenräumen — sein Glas anschlagen. Sollte ein Schall unendlich sein oder bezüglich der Person des Anschlagenden Zweifel erwecken, so kann der „Ruhhirt“ hinter der Türe durch Schlüsselloch rufen:

„Ich hör' dich nicht, du liebe Ruh!“

Wo bist du wohl? Komm doch herzu!

Alsdann hat der Angerufene zur Türe zu gehen und direkt vor dem Schlüsselloch sein Glas anzuschlagen. Hierauf muß der Ruhhirt die Spieler in der Reihenfolge, wie sie angeschlagen haben, nennen. Hat er's rechts getroffen, so rufen alle im Zimmer:

„Gut's gut gemacht, hal's gut gemacht!“

Drum wird er auch nicht ausgelacht!

Andernfalls mühte gesagt werden: hal's falsch gemacht, drum wird er lächlig ausgelacht! In letzterem Falle kann er wieder hereinkommen, in letzterem Falle muß er noch einmal „horchen“.

Wolbung und Stärkung spendend in Schrift, Wort und Beispiel. Wieviel Tausende haben an solchen Beichtstühlen in klammiger See ihr Lebensdrücker orientiert, im spezzischen Hafen eine Zuflucht gefunden!

In Barons stillem Gemüde  
Fehrt gern der Wanderer ein,  
Für manche schwere Stunde  
Gibt's Balsam dort und Wein."

Die Klostermänner nahmen uns auf. Durch die tiefen Fenster des gewöhnlichen Kreuzganges leuchtet friedlich die Abendsonne vom Klostergarten herein, in dessen Mitte sich aus einem kleinen Bassin mit leise plätscherndem Wasser ein schönes Steinbrunn erhebt. Vor uns, auf der Mauer des Kreuzgangs, aber lesen wir das Geheimnis des Klosters: „Cultus iustitiae mentium, opus iustitiae bonae — Der Gerechtigkeit Liedung ist Schmelzen, der Gerechtigkeit Frucht ist Freude.“

Mitternacht! Durch ferne Schluchten  
Klingt das Klostergeflüster hell;  
Fromme Schläfer, schwarze Mönche,  
Werdet wach in eurer Zelle;  
Werdet wach, ihr frommen Schläfer!  
Von dem harten Strohhalm  
Ruft des Ordens strenge Regel  
In die Kirche zu der Meile."

Als wir die Kirche betrachten, ist sie in ein felsames Halb Dunkel gehüllt, aus dem nur ob und zu, fast geisterhaft, die schwarzen Gestalten der Mönche mit ihren Kapuzen hervortreten. Wie aus weiter Ferne strahlt aus der Gnadenkapelle die ewige Flamme. Ganz leise tönt die Orgel vom Chore her, mit melodischen Klängen den Gesang der Mönche begleitend, die wie ungewisse Schemen in den geschwippen Chorflüchten in langer Reihe sitzen. Noch ehe die Sonne ihre ersten Strahlen über Wald und Wiesen sendet, wenn noch die Schatten der Nacht Berg und Tal einschließen, haben sie sich von ihrem harten Lager erhoben, um das Lob dessen anzustimmen, dessen Preis ewig das Reich der Glorie durchtönt, dessen Preis die lichten Reihen der Engel und Seligen einander jubelnd übermitteln. Und, wenn dann

die Sonne aufgeht und die Morgenröte mit ihrem Jau-berhafte Gottes Schöpfung neu ersehen läßt und die Menschen sich zu ihrem Tage erheben, dann erklingen aus ihrem Munde in jubelnden Akkorden die Haudes Matinae:

Lobt den Herrn, ihr Wesen alle,  
Mit ihr Werk seines Hände,  
Lobt den Herrn, denn er ist mächtig,  
Gütig ist er ohne Ende!

Etwas Ueberräusliches, von der Welt Entzücktes hat dieser Gesang der Mönche, dies erdauende Schauspiel benediktinischer Frömmigkeit, und zieht Kenner und Nicht-Kenner unwillkürlich in seinen Bann. Wer einmal in der heiligen Nacht den herrlichen Gesang im Munde seiner Väter prägen, die geweihten Gefäße schimmern und die Silberstärker an den priesterlichen Gewändern schimmern sah, wenn dazu die Weichtrauchwolken zum Himmel aufsteigen und die wunderbar alte Kirchenmusik mit dem Wechselgang erklingt, der mag auch wohl hinter allem den tieferen Sinn gekannt haben, der den meisten verborgen bleibt. Und wer einmal in der Kammer den Geist der Klagegesänge fühlte und amselte und das Leben und Sterben Christi miterlebte, um dann am Kor-famstag jubelnd in das dreifache „Jumen Christi“ einzustimmen, der wird einen Hauch jenes benediktinischen Selbes in sich gespürt haben, der über die Pflege innerer Kloster-lebens hinaus jener so bedeutenden Aufgabe nach-zuleben weiß, das innere Leben der Kirche durch die vorbildliche Pflege der Liturgie derart der ganzen christlichen Gemeinschaft vorzuleben, daß alle ihre Glieder von dem heiligen Wunsch ergriffen werden, dies nach Geist und Form in ihrem Leben nachzubilden. — In der Liturgie, dem gewaltigsten Lied von Leben und Sterben, rauscht eine unaussprechliche Musik durch die Jahrhunderte. Diesen Ton vergißt nicht mehr, wer ihn einmal gelauscht, so wenig er die Heimat vergessen kann in fremder Fern, und wer ihn niemals vernommen, der trägt eine Sehnsucht nach ihm, weiß er auch selber nicht, wohin sie zieht.  
(Schluß folgt.)

Damit sprang Ada auf, öffnete die Tür und rief: „Hermann, bist du's endlich! Richard Trapp ist da, von dem wir neulich erst sprachen; er muß gleich wieder zur Bahn!"

Die hohe würdige Gestalt des Generaldirektors Verlow erschien in der Tür. Die Schritte hielten sich, dann begrüßte Hermann Verlow Richard mit frohender Wärme: „Wer das ist schön von Ihnen, Herr Trapp, sich meiner Frau etwas anzuschauen. Sie sind beruflich hier? Aber nehmen Sie doch noch einen Augenblick Platz! Emma“, rief er zur Tür hinaus, der Hausherr soll warten, er kann Herrn Trapp gleich noch den Bahnhof fahren!“

Mit der vollendeten Höflichkeit eines westgewandten Jubelers-Magnaten führte nun Hermann Verlow die Unterhaltung, und in so herzlicher Weise, als habe er einen lang-jährigen Freund vor sich; es interessierte ihn sichtlich, daß Richards Firma sich mit den neuen Stahlbauten befaßt, er wollte wissen, wie diese sich bewährt hätten, konnte seinerseits das und jenes sachmännisch zutreffend einwenden — Ada kam vorerst kaum mehr zu Wort...

Richard selbst fühlte sich von diesem zweifellos bedeuten-den Manne geradezu gefesselt, es freute ihn, ihm Rede und Antwort zu geben und Ada damit die Hochachtung merken zu lassen, die er vom ersten Eindruck an für ihren Gatten empfand. Auf einmal aber sah er erschreckt auf die Uhr und erhob sich... „Entschuldigen Sie, mein Zug geht in sieben Minuten!“

Der Blick wie zum Abschied noch einmal durch den Raum schweifend lassend, bemerkte er erst jetzt, daß jenes herrliche Bild nicht mehr auf dem Flügel stand, sondern das herrliche Mahagoni-Tischchen schmückte, an das er sich jedoch im Eifer leicht mit der Schulter gelehnt... Richard fiel ihm ein, daß Ada selbst es gewesen war, die ihn nach der Begrüßung mit Hermann geduldet, gerade hier Platz zu nehmen... wie lieb, wie zart, wie rührend war das wieder von ihr gewesen!

Wie bekommen, kaum verständliche Dankesworte sammelnd, küßte Richard ihre Hand. „Wir haben Ihnen zu danken! Und auf Wiedersehen, Herr Richard!“ erwiderte Ada Verlow mit frohem Eifer. Hermann begleitete ihn bis zum Auto, gab dem Fahrer kurze Weisung und winkte Richard noch lächelnd nach.

Von da ab, auf der Bahnhofs- bis zur Heimkehr, blieb Richard ganz im Danks der schönen, im Hause Verlow verbrachten Stunde und insbesondere der kleinen Episode, die sich für ihn um Adas Bildnis rankte. Ja, diese letzte Beschäftigung ihn noch die kommenden Tage immer wieder in Gedanken. Er besand sich wie zwischen zwei Kräften, die ihn in entgegengesetzter Richtung zogen und schier zu zerreißen drohten — einem überkommenen Glasgefäß, das ihn unwiderstehlich zu Ada hingog, ihr Bild vor sein Auge zaubend — und einem sehr nächsten Pflichtgefühl, das unerträglich befahl: gerade deshalb mußt du in Zukunft jenes Haus meiden!

Nach vierzehn Tagen wurde Richard von seinem Chef untermittelnd auf das Büro der Firma begeben und ihm dort, unter schmeichelt anerkennenden Worten für seine tüchtige Forderung des Geschäftes, ein Schreiben der Maschinenfabrik in L., unterzeichnet „Verlow“, vorgelegt, in dem diese mit Bezug auf den letzten Besuch des Herrn Diplomingenieurs Trapp um Entziehung von Plänen und Kostenvoranschlag für eine als Stahlbau zu errichtende, neue Werkstatt ersuchte!

Richard Trapp hat noch oft nach L. fahren müssen und ist dabei auch noch manchmal in der Villa Verlow eingeleitet! Aber es blieb immer so — „zwischen zwei Jügen...“ bis er, es war am folgenden Weihnachtstage, sich dort um Adas um fünf Jahre jüngerer Schwester Gretl verlor. Adas Doppelgängerin und Lieblingschwester, die er kurz zuvor im Hause kennengelernt, und deren Bild ja immer schon den Salon bei Verlow's regiert hatte!

### Augenblicke.

Von Kurt Meißner.  
Man muß ein Dichter sein, um über den Glühbirnen der Großstadt nicht die Sterne zu vergessen. Und man muß ein gewisser Geschäftsmann sein, um über den Sternen nicht die Glühbirnen zu vergessen.

Zwischen den Befehrien und den Weisen ist ein Unterschied wie zwischen einem Buch über die Sonne und der Sonne selbst.

## Zwischen zwei Jügen.

Der Diplomingenieur Richard Trapp sollte, im Aus-such, Witternd, fest, daß er in L. einen Zug überbringen und Frau Ada D. besuchen konnte. Dürfte er das? Nun, einmala waren sie einander nahegetreten, hatten vielleicht aufeinander gehofft. Das war vordel. Das Kringsende hatte ihn, den jungen Offizier von Ehre, des Verases bewußt, er war nicht mehr gewohnt, hatte von vorne anfangen müssen. Kurzum, da hatte die Vermunft gestört und ein erstes Wort von Adas Eltern. Und nun gehörte sie einem anderen; Richard mußte nicht einmal wie lange schon.

Über lachhaft. Er war doch ein Mann! Sollte er in L. gewesen sein und Frau Ada nicht einmal aufgesucht haben! Er brauchte sich doch nicht zu schämen, hatte sich durch-gelächelt, sich eine Stellung geschaffen, aller Achtung wert... Und wie es Frau Ada ging, das durfte er doch auch ein-mal wieder von Mund zu Mund erfahren!

Der Zug hielt in L. — Richard hatte das Geschätzliche in kurzer Zeit erledigt. Nun blieb ihm noch fast eine Stunde, bis der Schnellzug ging. Die Familie Verlow war rasch ersucht. O ja, die konnte man. „Wollen Sie ins Büro? Der Herr Generaldirektor wird zurzeit im Büro sein!“ — „Die Villa ist Verlowstraße 1. Zweite Seitenstraße rechts, erstes Haus!“ Nach etwa zehn Minuten stand Richard vor einer vornehmlichen Villa. So gut ging es also Frau Adal

Er klingelt und gibt seine Karte ab. Einen Augen-blick nur, dann erschaut die Dame des Hauses: Ada Verlow und Richard Trapp begrüßen sich mit gemessener Herzlich-keit! „Das ist schön, daß Sie sich wieder mal sehen lassen, Herr Trapp! Kommen Sie doch herein; mein Mann wird jede Minute heimkommen und sich sehr freuen, Sie auch kennen zu lernen! Wie ist es Ihnen denn ergangen? Die zehn Jahre haben Sie kaum verändert!“

„Ich danke, gnädige Frau! Es ging mir nicht schlecht. Ich bin geschäftlich hier, und da blieb mir ein kleines Ständchen zwischen zwei Jügen, um einmal nach Ihnen zu schauen!“

Und nun begann in munterer Wechselrede ein verbe-ferliges Erzählen. Ada war bis vor drei Jahren im Eltern-

haus geblieben; gelegentlich eines Besuchs bei Verwandten in L. hatte sie den um 15 Jahre älteren Hermann Verlow kennen gelernt, daß danach hatten sie geschätzt. Von her-vorragender kaufmännischer Tüchtigkeit, sei Hermann vor zwei Jahren Generaldirektor der großen Maschinenfabrik gewor-den, die nun erst recht seine ganze Kraft in Anspruch nehme — sie sei oft ganze Tage lang abseht, dann mußte sie viel und lese und freute sich auch gelegentlich an diesem Be-such...

Die beiden waren durch ein paar prächtig ausgestattete Räume geschritten und hatten im Salon Platz genommen. Dort lagte sich ein schwarzer Flügel wunderbar in die vor-nehm dunkle Tönung der Wände und Möbel, durch ein kost-bar gleichermoßes Fenster leuchteten Sonnenstrahlen und um-spielten die große künstlerische Kunstbauweise einer auß-erordentlichen Schönheit, offenbar Ada selbst, zwischen Symme-trien auf dem Flügel.

Richard hatte bisher Ada kaum anzusehen gewagt, aber an ihrem Wesen doch schon seine ganze Freude gefühlt: das war der gleiche unbefangene Blick wie einst — der zehn zurückliegende Jahre wie ausgelöscht erschienen ließ, ein Erb-reiz, der nun gleichsam noch veredelt war durch die abge-kürzte Ruhe der Erfahrung und die im Gegensatz zum Reich-tum der Umgebung so anziehend wirkende, züchtige Beschei-denheit, mit der er gewisse kleine Grenzspähle aufwies und wählte... „Man ändert sich nicht so leicht“, hatte sie bei-läufig gesagt, „ich glaube, Herr Richard, wir beide sind im Wesen die gleichen geblieben! Und da weiß ich, Sie werden mich nicht nur nach meinen äußeren Verhältnissen beurteilen: gewiß, ich habe einen der besten Menschen zum Gatten, einen ganzen Mann! Und doch — im Entschlagenen liegt auch für mich das Glück!“ Da hatten sich erstmals wieder ihre beiden Augenpaare gefunden wie zwei gute alte Bekannte — aber das war buchstäblich nur ein Augenblick. Dann stand Richard auf, um sich das Bild auf dem Flügel in der Nähe anzusehen...

„Ein wundervolles Bild —“.  
„Gefällt es Ihnen? Es hat nur keinen schönen Platz dort, es ist... vergaßen Sie, jetzt hier ist meinen Mann!“

sich außerdem darüber klar, daß er, so lange sie ruhig und zurückgezogen lebte, keinerlei Schritte zu einer Un-näherung unternehmen würde. Wenn es ihr dagegen glück-ten sollte, seine Eifersucht zu erregen, so zweifelte sie nicht daran, daß er ihnen kurzem vor ihr stehen würde, brohend oder bittend, je nach den Umständen, aber in jedem Falle ihre Klärsche wünschend. Sie beschloß darum auch ohne Högern, es daraus anzulegen und von diesem alten, aber bewährten Mittel Gebrauch zu machen, um das schabhaft gewordene Ehegild wieder herzustellen. Die Spionage, die sie bestimmt erwartete, würde schon für die nötige Verbindung sorgen.

Und so geschah es, daß an einem schönen Morgen, nicht lange nach ihres Ankauf, als Mary die Blumen vor ihrem Fenster begaß, die kleine Gespanne ihrer Hand entfiel und unter in dem knirschenden Carvenkies san-de, nicht ohne den Weg hart vorbei am Kopfe eines dort friedlich stehenden und lebenden jungen Mannes zu nehmen. Mary erröte, lächelte und kramte ein paar verwirte Worte. Nach wenigen Minuten war der junge Mann bereits oben mit der Stiege, und stellte sich höflich vor. Er blieb kurze Zeit bei ihr, von Mary lie-benswürdig dazu aufgefordert, und am nächsten Tage und an vielen darauf folgenden Tagen kam er wieder. Und was Mary, als sie diesen Mann wohlbewußt zu ihrem Schicksal erlor, gewünscht hatte, geschah bald und in reichlichem Maße. Der junge Mann geriet zusehends unter den Einfluß ihrer sorgfältig angewandten Weisheit. Man ging zusammen spazieren, plauderte angeregt miteinander und bewunderte das Ausblühen der Natur, das sich in den Wäldern der Umgebung vor ihren Augen vollzog. Und dort war es, wo Mary unter vielen Tränen und in tiefen Seufzern ihr Herz erleichterte: sie wäre die junge Witwe eines Mannes, dem ihr ganzer Herz bis zu fernem

Tode angebetet hätte und den sie niemals, nein, niemals vergessen würde. Dies letzte hatte sie erlitten, um wenig-stens in dieser Beziehung sich nicht verstellen zu müssen und von dem Manne, nach dem sie mit jedem Tag mehr zurückverlangte, nach Herzenslust sprechen zu können, und wenn auch nur wie von einem teuren Verstorbenen. Der junge Mann zeigte aufrichtige Teilnahme und bewies sich keineswegs, seine zunehmende Reizung zu verbergen. Ohne selbst in unbedenken ergriffen zu sein, nahm Mary seine Aufmerksamkeiten an, zeigte sich so viel als möglich mit ihm in der Dessenlichkeit und erreichte bald den Zweck, den sie beabsichtigte.

Eines Abends stand Dr. Farn unerwartet vor ihr. Er fragte nichts, er machte ihr keinerlei Vorwürfe, aber auch ohne dies wußte sie, was ihn zum Kommen veranlaßt hatte, als er sie ohne viele Worte in die Arme nahm und küßte — zum erstenmal nach diesen Wochen. In diesem Augenblick, nach dem sie so lange geschmächt hatte, legte sie die Maske der Befassung ab und wurde die liebende Frau von früher. Einen Augenblick dachte sie unter Gewissensbissen an den blonden, jungen Mann. Ach... das ist eine Sorge für morgen! dachte sie dann wie-der beruhigt, die Hartigkeiten ihres Gatten erwidern.

Da öffnete sich geräuschlos die Tür, und bewies, an den sie noch soeben gedacht hatte, trat ein, Erschrocken sprang Mary auf. „Darf ich vorstellen...“ begann sie vorlegen.

„Rechtsanwalt Dr. Farn, Kollege, Freund und Mit-glied in Verlesachen eines gewissen... Dr. Farn“, er-gänzte der junge Mann bescheiden.

Eine Sekunde war Mary fassungslos. Dann buk sie ein schelmisches Lächeln um ihre Lippen, während sie ihrerseits vorstellte: „Verstellen Sie, Dr. Farn... mein verstorbenen Mann!“

### Frau Marys Flucht.

Von Carel Buchach.

In einem trüben Regenlage war Mary Farn in dem ländlichen kleinen Hotel „Casa Nuova“ eingezogen, einfach, fast nonchalant geklebet, nur mit einem kleinen Hand-koffer, der das Notwendigste für die ersten Tage ihres Aufenthaltes enthielt; das übrige würde bald folgen.

Nach dem letzten särmischen Auftritt mit ihrem Manne war sie in dieser Anordnung, in hochgradiger Erregung, nachhastlich aus dem Hause entflohen, hatte eine Hofkarte nach dem ersten besten Ausflugsort, der ihr einfiel, genommen und sich zunächst hier einquartiert. In geradem Widerspruch zu der theatralischen Abschiedsphrase: „Mich siehst du niemals wieder!“, die sie ihm zugerufen hatte, war sie innerlich fest davon überzeugt, daß sie in nicht allzu langer Zeit in die hübsch eingerichtete Wochenanwalts-wohnung zurückkehren würde, die sie nur ungern gegen die ungemächlichen Hotelzimmer eingetauscht hatte. Aber es war nun einmal nötig, ihn zu zeigen, daß sie nicht mit sich spielen ließ. Es kam jetzt nur darauf an, als Fortsetzung ihrer Verleiden, — und hoffentlich keine geringe Aufregung verursachenden Flucht aus der ehelichen Wohn-ung — ein possendes und wohlüberlegtes Verhalten für die Zukunft zu wählen. Dies war infolgedessen ziemlich ein-fach, als Mary, die als lebende Gattin Dr. Farns Charakter zur Genüge studiert hatte, mit dessen Gewohn-heiten vollkommen vertraut war und diese sogar besser kannte als ihre eigenen Manieren, deren es dennoch eine ganze Anzahl gab. So konnte sie sich mit unfehlbarer Sicherheit im voraus sagen, daß Farn ihr irgend einen Beobachter nachsenden würde, der ihn über ihre Auffüh-rung getreulich auf dem laufenden halten würde. Sie war